Das Spiel seines Lebens

Riccardo Sahiti leitet ein Sinfonieorchester, das ausschließlich aus Sinti und Roma besteht. Er musiziert für sein Publikum – und gegen Vorurteile

VON RONNY BLASCHKE

BJÖRN HADEM (2)

Geschafft: Riccardo Sahiti kann heute sein eigenes Orchester dirigieren. Früher hörte er oft: „Sie haben großes Talent, aber Sie passen einfach nicht zu uns."

PRAG. Riccardo Sahiti hat sich oft gefragt, wie sich dieser Moment wohl anfühlen würde. Nun ist er da, dieser Moment, die letzten Minuten vor dem Konzert. Riccardo Sahiti steht im schmuckvoll verzierten Dirigentenzimmer des Rudolfinums in Prag, einem der wichtigsten Konzerthäuser Europas. An der Wand hängen die gerahmten Fotos seiner Idole: Karajan, Kleiber, Bernstein. Er kann schon die Gäste hören, die ihre Plätze einnehmen und sich gedämpft unterhalten. Gleich ist es soweit. Er ist 51 Jahre alt, und er fühlt sich, als stünde er vor einer wichtigen Schulprüfung.

Er schließt die Augen, geht die ersten Noten der Partitur durch, zeichnet mit seiner rechten Hand kleine Kreise in die Luft. Seine Frau streicht sein Haar glatt, sucht nach Falten in seinem Frack. Ein Klopfen. Jemand öffnet die schwere Holztür, und man sieht Frauen in Abendkleidern vorbeieilen. Sahiti muss jetzt auf die Bühne. Sein Herz pocht, sein Atem wird schneller. „Das ist wie ein Traum", sagt er.

Fast auf den Tag vor zehn Jahren hat Sahiti die Roma-und-Sinti-Philharmoniker gegründet. Ein kleines Projekt zu Beginn, ein Streichorchester, kaum ernst genommen, und nun wird Sahiti vor sechzig Musikern stehen. Sie stammen aus Deutschland, Rumänien, Ungarn. Sie gehören einer vernachlässigten Minderheit an, von vielen pauschal nur Zigeuner genannt.

Mehr leisten als andere Kollegen

Der Saal ist voll. Riccardo Sahiti wird mit Applaus begrüßt. Er steigt aufs Pult, schaut den Musikern in die Augen, lächelt ihnen zu, sie lächeln zurück. Dann hebt er den Taktstock, durchschneidet die Luft mit zackigen Bewegungen. Das Orchester kommt in Fahrt. Es spielt fürs Publikum, es spielt für sich, aber vor allem: gegen Vorurteile.

Riccardo Sahiti wächst in den Sechzigerjahren in der Nähe von Pristina auf. Seine Eltern sind wohlhabend, schenken ihm ein Klavier, schicken ihn zur Musikschule nach Belgrad. Er probt bis zu fünfzehn Stunden am Tag. 1988 erhält er ein Stipendium in Moskau, nimmt an Wettbewerben teil. Vier Jahre später flüchtet er vor dem Kosovo-Krieg nach Frankfurt am Main. Er bewirbt sich bei Orchestern um eine Anstellung, bekommt aber immer nur Absagen. Der Direktor einer Musikschule sagt ihm: „Sie haben großes Talent, aber einen Job bekommen Sie nicht. Sie passen einfach nicht zu uns." Sahiti fragt, ob die Abweisung mit seiner Roma-Herkunft zu tun habe, eine Antwort erhält er nicht. „Ich dachte, dass Fleiß sich auszahlt", sagt er heute. „Vielleicht wäre es mir mit einer deutschen oder amerikanischen Staatsbürgerschaft leichter ergangen." Er hat keine Verbitterung in der Stimme, keine Trauer. Er hat sich daran gewöhnt, mehr leisten zu müssen als viele Kollegen.

Die Konzertreise nach Prag hat Riccardo Sahiti monatelang vorbereitet. Zwei Tage vor dem Konzert im Rudolfinum steht er an einer Hotelrezeption. Das Haus ist ausgebucht, es fehlen drei Doppelzimmer für seine Musiker. Die Mitarbeiterin ist genervt, sie wird ein wenig lauter, spricht herablassend über das selbstverschuldete Chaos der Gäste. Sahiti, ein Mann von zierlicher Statur, kennt diesen Blick, er kennt diesen Unterton. Er weiß, mit welchen Vorurteilen Roma in Osteuropa leben müssen. In Prag hatten es seine Musiker schwer, Kontrabässe zu leihen, die Unternehmen fürchteten, sie würden die Instrumente nicht wiedersehen.

Riccardo Sahiti möchte sich auf Musik konzentrieren, auf Melodien, Dynamik, Tempi. Doch immer wieder spürt er einen Rechtfertigungsdruck für Eigenschaften, die er nie hatte, nie haben wird. „Ich weiß nicht, warum viele Menschen so viel Negatives mit uns verbinden, obwohl sie uns gar nicht kennen." Er achtet penibel darauf, keine Angriffsfläche zu bieten. Während des Abendessens im Restaurant entdeckt er einen Teller, der kaum berührt stehengelassen wurde. „Muss man so mit Essen umgehen?", fragt er in die Runde. Seine Musiker heben fragend die Schultern. Die Servviererin hinter dem Tresen antwortet: „Das waren die Gäste einer anderen Gruppe, kein Problem."

Das neue Jahrtausend hat gerade begonnen, da schafft sich Riccardo Sahiti seine eigene Form des Protests gegen Ausgrenzung. Er weiß, dass Sinti und Roma in großen Orchestern vertreten sind, in der Wiener Staatsoper, im MDR-Sinfonieorchester, im Nationalorchester Rumäniens. In Frankfurt spricht er 2001 bei der Stadt vor, bei der Landesregierung, bei Sponsoren. Er lädt Musiker ein, die wieder andere Musiker einladen. Vor den Proben lässt er sie in seiner Wohnung übernachten, zwischen Plattensammlung und Konzertplakaten. Sie diskutieren bis in die Nacht. Tagsüber verteilen sie Handzettel. Und dann, nach Monaten der Planung, geben die Roma-und-Sinti-Philharmoniker im November 2002 in Frankfurt ihr erstes Konzert. Niemand bittet um eine Gage. „Der Saal war voll, die Leute kamen tatsächlich wegen uns." Sahiti spricht mit brüchiger Stimme. Er hat sich lange mit Jobs durchgeschlagen, im Roma-Orchester findet er seine Erfüllung.

Riccardo Sahiti ist auf Musiker angewiesen, die so ticken wie er, auf Johann Spiegelberg zum Beispiel, der sagt: „Durch dieses Orchester verlieren wir uns nie aus den Augen." Spiegelberg, Geiger und Mitglied der ersten Stunde, hat eine jüdische Mutter und einen Vater mit Roma-Wurzeln, seinen richtigen Namen möchte er nicht in der Zeitung lesen. „Ich habe schlechte Erfahrungen gemacht, ich muss auch an meinen Sohn denken."

Spiegelberg ist in Rumänien aufgewachsen, am Schwarzen Meer, er hat eine hervorragende Ausbildung genossen. Ende der Achtzigerjahre ist er für sein Studium nach Leipzig gegangen, seit 1998 hat er ein festes Engagement in Sachsen-Anhalt, die Stadt will er lieber nicht nennen. Denn hin und wieder lassen ihn Menschen spüren, dass er woanders herkommt, dass er anders aussieht. Als seine Locken und sein Vollbart noch dunkler waren, hörte er oft Zigeuner-Sprüche. Neulich fuhr Spiegelberg nach einem Konzert im Frack zur Tankstelle, zwei Jugendliche musterten ihn in seinem Mercedes und riefen ihm zu: „In Deutschland lässt es sich gut leben auf unsere Kosten, oder?"

„Mit diesem Orchester können wir zeigen, dass Roma nicht pauschal kriminell sind", sagt Spiegelberg. Bekannte Sinti und Roma wie die Sängerin Marianne Rosenberg, der Jazzmusiker Django Reinhardt oder Riccardo Sahiti eben werden von Politikern als „positive Leitbilder" herausgestellt. Sie sollen der Gesellschaft beweisen, dass Zigeuner auch singen und komponieren können. Aber ist ein Dirigent mehr wert als ein anonymer Arbeiter? „Viele Musiker wie ich", sagt Spiegelberg, „verschweigen ihre Herkunft." Aus Angst, mehr leisten zu müssen, in Vorspielen, Proben, Konzerten. Da geht es ihnen nicht anders als Arbeitern, Akademikern, Sportlern mit Roma-Wurzeln.

Die engsten Freunde von Spiegelberg wissen von seiner Herkunft, aber in seinem Bekanntenkreis erzählt er nicht davon und mit den Roma-Philharmonikern würde er in ganz Europa auftreten, aber nicht in seiner ostdeutschen Wahlheimat. „Wir verstehen uns gut mit unseren Nachbarn, dabei soll es auch bleiben", sagt er.

Die Roma-und-Sinti-Philharmoniker begannen vor elf Jahren als kleines Streichorchester.

Spiegelberg möchte seine Musik sprechen lassen. Er hat den Bürgermeister einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt überredet, ein Orchester zu gründen, das Durchschnittsalter liegt bei 26 Jahren. Die Musiker stammen aus Deutschland, Japan, Ungarn, Australien. Spiegelberg redet mit ihnen nicht viel über Herkunft und Vergangenheit. „Sie sollen gemeinsam den richtigen Klang finden. Nur das zählt."

Am Abend vor dem Konzert in Prag treffen sich Riccardo Sahiti, Johann Spiegelberg und einige Kollegen im Foyer des Hotels. Sie vergleichen ihre Instrumente, sie singen, lachen, zitieren Beethoven oder Schubert. „Wie auf einer Klassenfahrt", sagt Riccardo Sahiti und lacht sein kehliges Lachen. Einen Konkurrenzkampf wie in ihren Heimatorchestern gebe es hier nicht. „Wir wollen unser kulturelles Erbe weitertragen." Johann Spiegelberg streut ein feuriges Solo ein, bewegt seinen Oberkörper vor und zurück, er spielt mit dem Klischee des leidenschaftlichen Stehgeigers, doch mit seinem musikalischen Alltag hat das wenig zu tun.

Mehr als achtzig Opern sind von Roma inspiriert worden. Große Komponisten haben ihre Tradition genutzt: Brahms, Liszt, Bizet. Die jüdische Klezmermusik, der andalusische Flamenco, die kubanische Rumba sind von Roma beeinflusst worden. Trotzdem wird ihre Kultur oft auf die aufreizende Opernfigur Carmen reduziert. Trotzdem gibt es in Deutschland keine staatlich gestützte Einrichtung für Musik und Literatur der Roma oder für ihre Sprache Romanes. Erst seit 1997 sind Sinti und Roma hierzulande als nationale Minderheit anerkannt. Die Philharmoniker sind das einzige Orchester ihrer Art.

Wenige Stunden noch bis zum Konzert, die Generalprobe steht an. Riccardo Sahiti steht am Pult, dreht sich um, blickt in die Zuschauerreihen. In der Mitte sitzt Roger Moreno Rathgeb und hebt seinen rechten Daumen. Der Komponist, ebenfalls Sinto, ist zufrieden und sagt: „Dieses Werk hat mich viel Kraft gekostet. Manchmal wundere ich mich, dass ich es überhaupt fertigstellen konnte." In Prag werden die Philharmoniker sein Auschwitz-Requiem aufführen, eine gewaltige Totenmesse mit Chor und vier Solisten. Moreno hatte 1998 bei seinem ersten Besuch in Auschwitz beschlossen, den Opfern des Holocausts ein „lebendes Denkmal" zu setzen, wie er es nennt. Er komponierte sechs der acht Sätze, dann fand er keinen Zugang mehr. „Ich war blockiert." Zehn Jahre später erst konnte Moreno die Arbeit abschließen.

Die Roma-Philharmoniker haben das Requiem im Mai des vergangenen Jahres in Amsterdam uraufgeführt, während der jährlichen Gedenkfeier anlässlich des Kriegsendes. Nie zuvor standen Roma in den Niederlanden so im Mittelpunkt. „Fast jede Roma-Familie hat Mitglieder im Dritten Reich verloren", sagt Moreno. „Kein anderes Orchester kann dieses Werk mit so viel Hingabe spielen." Demnächst trifft er die niederländische Königin zum Kaffee. Er will sich bei den Mächtigen Gehör verschaffen – durch Musik.

„Es geht um mehr"

Riccardo Sahiti nutzt die Pause zwischen Generalprobe und Konzert für einen Spaziergang. Vor dem Rudolfinum bleibt er an dem Denkmal von Antonin Dvorák stehen. Seine Frau Elisabeth, eine Zahnärztin aus Breslau, macht Fotos, greift seinen Oberarm und sagt, dass abends schon alles glattgehen werde. „Unser Projekt ist kein Geschäft, es geht um mehr", sagt Sahiti. Sein Orchester hat in Deutschland keinen festen Konzertraum, kein Büro. Sahiti träumt von einem Musikverein für Roma, mit Chor, Ballett, Kulturcampus. Aber ihm fehlen die Mittel.

Allein das Konzert in Prag kostet 100 000 Euro, bezahlt von europäischen Förderern. Die meisten der etwa 1 000 Plätze im Rudolfinum gingen kostenlos an Initiativen gegen Diskriminierung, an Politiker, Stiftungen, Partner. Das gewöhnliche Konzertpublikum ist kaum vertreten. Die tschechischen Medien haben vorab über die Roma-Philharmoniker berichtet, sagt Jitka Jurková aus dem Organisationsteam: „Doch die politische Botschaft ist kaum transportiert worden. Sie wurden wie viele Roma als Exoten dargestellt."

An diesem Dienstag wird das Orchester das Requiem in der Berliner Philharmonie aufführen, die Finanzierung ist erst seit wenigen Wochen gesichert. Sahiti wird weiter die Nächte durcharbeiten, Briefe mit Bitten um Spenden und Einladungen in seinen Computer tippen.

Alexandra Maria Neaga aus Bukarest ist mit 24 eines der jüngsten Mitglieder der Roma-Philharmoniker. „Durch das Orchester lerne ich viel über unsere Geschichte", sagt sie. Sie hatte zuvor nicht wirklich über ihre Roma-Wurzeln nachgedacht. Neulich sprach ihr Großvater sie auf aktuelle Projekte an. Sie erzählte ihm von Riccardo Sahiti, er berichtete ihr von verblassenden Traditionen der Roma. „Das ist interessant", sagt Neaga, die ihr Studium für Kontrafagott in München fortsetzen möchte, „aber entscheidend sind diese Fragen für die junge Generation nicht. Nicht mehr."

Es gibt nicht viele Dinge, auf die Riccardo Sahiti so stolz ist wie auf sein Orchester. Am Abend während des Konzertes in Prag breitet er seine Arme aus, stampft auf das Pult, singt still mit den Solisten mit. Schweiß perlt von seiner Stirn, zwischen den Sätzen verharrt er einige Sekunden, sammelt seine Gedanken. Sahiti arbeitet, Sahiti genießt. Das Requiem für Auschwitz endet mit leisen Glockenschlägen, wie Nebel löst sich der Klang auf. Langsam lässt der Dirigent seinem Arm sinken, der Applaus setzt ein und hört lange nicht auf. Sahiti strahlt, ein bisschen ungläubig, seine Musiker umarmen ihn, klopfen ihm auf die Schulter. „Wenn es einer verdient hat, dann du", sagt der Geiger Johann Spiegelberg. Doch Riccardo Sahiti denkt schon an das nächste Konzert in Berlin, an die Bühne von Karajan, Abbado, Rattle. Auch auf diesen Moment hat er hingearbeitet, und wieder wird er Lampenfieber haben. Aber er weiß, dass Lampenfieber süchtig machen kann.